



Transdisziplinarität – Forschungsmodus für nachhaltiges Forschen

Dr. Thomas Jahn, ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung
Leopoldina-Workshop „Nachhaltigkeit in der Wissenschaft“
12. November 2012, Berlin

Die „Große Transformation“ hin zu einer nachhaltigen Entwicklung gilt mittlerweile als die globale gesellschaftliche Herausforderung. Allenthalben wird betont, dass dieser Prozess, sofern er gelingt, zu tiefgreifenden Veränderungsprozessen in allen Teilen der Gesellschaft führen wird. Als Teil von Gesellschaft gilt dies auch und in besonderem Maße für die Wissenschaft – auch deswegen diskutieren wir heute hier gemeinsam. Doch worin genau besteht dieser Veränderungsdruck, welche Ursachen hat er und in welche Richtung soll sich Wissenschaft verändern, um sich den wachsenden gesellschaftlichen Forderungen nach anwendbarem Wissen für die Gestaltung der großen Transformation stellen zu können. In den folgenden 20 Minuten möchte ich versuchen, auf diese Frage eine Antwort zu geben. Sie wird auf das Plädoyer hinauslaufen, Transdisziplinarität als Forschungsmodus einer nachhaltigen Wissenschaft zu etablieren und anerkannte Qualitätskriterien für eine transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung zu entwickeln und breit einzuführen.

Robert Proctor, Professor für Wissenschaftsgeschichte an der Stanford University, hat einmal treffend formuliert, dass die regenerative Kraft der Ressource Nichtwissen die Wissenschaft per se zu einem nachhaltigen Unterfangen macht. So ironisch-spielerisch diese Aussage ist, so enthält sie jedoch ein interessantes Detail. Denn die Idee hinter dieser Formulierung ist, dass die Produktion neuen Wissens und die neuen Fragen, die dadurch aufgeworfen werden, sich in einer Art Gleichgewichtszustand befinden. Diese Vorstellung eines Gleichgewichtszustandes geht auf einen Ursprung des Nachhaltigkeitsgedankens zurück, der im kommenden Jahr seinen 300. Geburtstag feiert: die Schrift *„Sylvicultura oeconomica, oder haußwirthliche Nachricht und Naturmäßige Anweisung zur wilden Baum-Zucht“* des Oberberghauptmanns Carl von Carlowitz. Lassen Sie mich diesen kleinen Ausflug nutzen um – gewissermaßen als Vorwort – Ihnen das Nachhaltigkeitsverständnis zu skizzieren, vor dessen Hintergrund ich im Folgenden argumentieren werde.

Nachhaltigkeitsverständnis

Bei nachhaltiger Entwicklung geht es um langfristig fortsetzbare Prozesse, die ihre natürlichen Ressourcen und kulturellen Voraussetzungen beständig erhalten und erneuern.

In von Carlowitz' Forstwirtschaftslehre geht es darum, ein stabiles Gleichgewicht zwischen Nutzung und Erneuerung natürlicher Ressourcen herzustellen. Dieser Gleichgewichtszustand gilt als wünschenswert und durch technische und ökonomische Mittel erreichbar – eine Vorstellung, die im „Nachhaltigkeitsdiskurs“ auch heute noch prominent vertreten wird. Wie jedoch schon die Grundgesetze der Physik zeigen, ist ein stationäres System nicht mehr entwicklungsfähig. Entwicklungsfähigkeit ist aber die Grundbedingung menschlicher Existenz und gesellschaftlichen Zusammenhalts. Spätestens seit dem hinlänglich bekannten Brundlandt-Report von 1987 wurde daher die Figur der nachhaltigen gesellschaftlichen Entwicklung zum normativen Leitbild des Nachhaltigkeitsdiskurses.

In diesem Leitbild werden die beiden Kernelemente des historischen Nachhaltigkeitsverständnisses – das Erhalten und das Erneuern – in einer Prozessvorstellung aufgehoben. Nachhaltige Entwicklung ist nach diesem Verständnis ein gesellschaftlicher *Prozess*, der eben nicht in einem Gleichgewichtszustand zum Stillstand kommt, sondern auf langfristige Fortsetzbarkeit angelegt ist. Präziser ausgedrückt, geht es bei nachhaltiger Entwicklung um langfristig fortsetzbare Prozesse, die ihre natürlichen Ressourcen und kulturellen Voraussetzungen beständig erhalten und erneuern. Dieses Verständnis werde ich im Folgenden zugrunde legen.

Was zunächst als Fortschritt im der gesellschaftlichen und politischen Debatte gesehen wurde und gesehen werden muss, hat jedoch auch einen Nachteil: den Verlust an Anschaulichkeit. Denn mit der Ablösung des ressourcenökonomischen durch ein evolutionäres Paradigma kommt die Crux der grundsätzlich offenen Zukunft ins Spiel: Jetzt geht es darum, mit Brüchen und kritischen Schwellen – den „tipping points“ – mit Emergenz und mit dem Unbekannten – mit anderen Worten: mit *Komplexität* gestaltend umzugehen. Für die Gesellschaft, aber auch für die Wissenschaft, steckt darin die zentrale Herausforderung.

Neben dieser neuen erkenntnistheoretischen Perspektive ist eine weitere Ursache für den festgestellten Veränderungsdruck, dass sich Probleme im Kontext einer nachhaltigen Entwicklung nicht aus der Eigendynamik wissenschaftlichen Fortschritts ergeben. Sie entstehen aus der Realität dessen, was ich „sozial-ökologische Krisen“ nennen möchte – der Klimawandel oder der Verlust an Artenvielfalt sind dafür die viel genannten Beispiele. Damit sind die Forschungsgegenstände einer nachhaltigen Wissenschaft aber historisch bedingt. Neben der Suche nach universellen Gesetzen gewinnt damit der Einzelfall an neuer Bedeutung: Ihn – durchaus in Analogie zu dem in Medizin, Ökonomik oder Rechtswissenschaft bereits etablierten methodischen Ansatz der Fallstudie oder der *Case Study* – umfassend zu verstehen ist Voraussetzung, um das jeweils Besondere erfassen und so konkrete Antworten auf die drängenden Fragen nachhaltiger Entwicklung geben zu können.

Lassen Sie mich schließlich noch knapp auf einen weiteren Aspekt eingehen, der die Wissenschaft zu Veränderung drängt. Er hängt mit der – im wissenschaftlichen Sinne des Wortes – Komplexität der Forschungsgegenstände zusammen, die sich im Kontext nachhaltiger Entwicklung als konkrete Probleme stellen; ich hatte darauf eingangs bereits hingewiesen. Solche „komplexen Probleme“ erlauben in der Regel keine eindeutigen, eindimensionalen Antworten wie zum Beispiel in Form von technologischen Lösungen. In diesem Sinne kann Wissen nicht mehr allein im „Labor“ erzeugt, validiert und an die Gesellschaft zur Aushandlung von Lösungen weitergegeben werden. Vielmehr werden die Erzeugung von „Gestaltungswissen“ und seine unmittelbare Erprobung in der Umsetzung gesellschaftlicher Transformationsstrategien zu eng verbundenen Innovationsprozessen.

Wissenschaft unter Veränderungsdruck

- Spannungsverhältnis zwischen Wahrheitssuche und gesellschaftlicher Forderung nach Relevanz und Nützlichkeit
 - neue Rolle und Bedeutung außerwissenschaftlichen Wissens
 - wesentliche Ursache für den Veränderungsdruck: spezifische Problemstruktur
- Probleme nachhaltiger Entwicklung sind epistemologisch Sache der Wissenschaft insgesamt

Damit komme ich zum ersten Teil meiner eingangs aufgeworfenen Frage: Was sind die Ursachen des Veränderungsdrucks unter dem die Wissenschaft gegenwärtig steht. Bevor ich versuche, eine Antwort auf diese Frage zu geben, möchte ich andeuten, was diesen Veränderungsdruck im Kern charakterisiert. Die eben angesprochene Gestaltungsaufgabe für den Übergang in eine nachhaltige Ent-

wicklung führt zu neuen gesellschaftlichen Forderungen an die Wissenschaft: Sie soll nicht mehr „bloß“ gesichertes, sondern vor allem auch anwendbares Wissen bereitstellen. Öffnet sich die Wissenschaft diesem Anspruch, stößt sie zudem auf die Erfahrungen verschiedenster Akteure in der Alltagswelt und auf das Fachwissen von Experten aus Wirtschaft, organisierter Zivilgesellschaft, Verwaltung und Politik. Das Verhältnis dieses außerwissenschaftlichen zum wissenschaftlichen Wissen ist aber unklar und umstritten. Für die Wissenschaft bedeutet dies alles nichts weniger, als dass sie ihr Selbstverständnis, ihre Strukturen und Arbeitsformen *erneuern*, und gleichzeitig ihren Eigensinn – die Suche nach Wahrheit – *erhalten* muss. Um es vorwegzunehmen: In dieser Beschreibung findet sich bereits die Grundlage für Transdisziplinarität als Forschungsmodus einer „nachhaltigen Wissenschaft“.

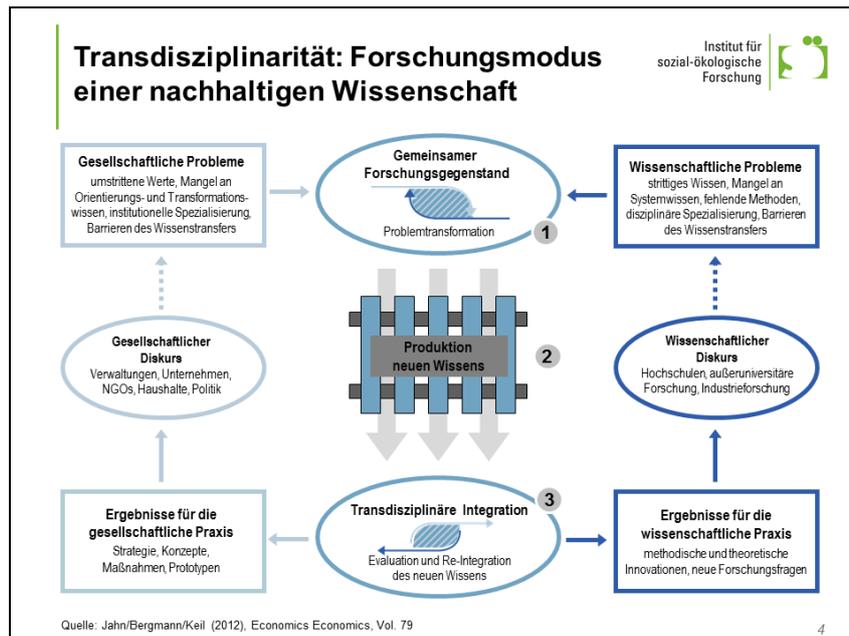
Noch wesentlicher scheint mir aber – und das ist nun die Antwort auf den ersten Teil meiner Eingangsfrage – dass die eigentliche Ursache für den Veränderungsdruck in der besonderen Struktur der Probleme liegt, die der Übergang in eine nachhaltige gesellschaftliche Entwicklung und ihre langfristige Fortsetzbarkeit aufwerfen. Diese Probleme – und hier zitiere ich den Konstanzer Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstraß – „tun uns nicht den Gefallen, sich selbst disziplinär oder gar fachlich zu definieren“, das heißt: sie liegen nicht innerhalb der etablierten Fächer und Disziplinen, sondern dazwischen oder gar jenseits davon. Mit anderen Worten: Nachhaltige Entwicklung ist epistemologisch Sache der Wissenschaft insgesamt – für alle Wissenschaften.

Es lassen sich weitere Aspekte nennen, die den Veränderungsdruck, unter dem die Wissenschaft steht, charakterisieren. Aus Zeitgründen muss ich darauf jedoch verzichten. Worauf es mir an dieser Stelle ankommt, ist zu betonen, dass es – wenn Sie mir diese ungenaue Sprachfigur erlauben – „in der Natur der Sache“ und nicht allein in dem sich verändernden Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft liegt, wenn wir feststellen, dass die Wissenschaft neue Wege beschreiten muss, wenn sie sich verstehend, bewertend und gestaltend auf nachhaltige Entwicklung beziehen will.

Doch nun zum zweiten und wesentlichen Teil meiner Antwort. Sie ist bereits im Titel meines Beitrags enthalten und lautet, paraphrasiert, etwa so: Transdisziplinarität ist der genuine Forschungsmodus einer Wissenschaft, die sich in einer analytischen, operativen und normativen Dimension auf nachhaltige Entwicklung bezieht. Diese Antwort möchte ich im Folgenden begründen.

Die Debatte um Transdisziplinarität hat eine lange Geschichte, auf die ich hier nicht näher eingehen kann. Nur so viel: Ihren Ausgangspunkt hat sie auf einer Konferenz der OECD in Nizza 1970. In einem viel beachteten Beitrag hat dort der Physiker, Komplexitätsforscher und Mitbegründer des *Club of Rome* Erich Jantsch den Begriff in einem ähnlichen Kontext eingeführt, wie wir ihn heute diskutieren. Er konzipierte Transdisziplinarität als einen Satz von Regeln oder „Axiomen“, die für die verschiedenen akademischen Disziplinen bindend seien und ihre Zusammenarbeit untereinander unterstützen sollten. Das übergeordnete Ziel dieses Ansatzes zur Erneuerung der universitären Forschung war es, und hier zitiere ich Jantsch wörtlich, „die Fähigkeit der Gesellschaft zur fortgesetzten Selbst-Erneuerung zu erhöhen“ – eine Formulierung, die im Kontext des eingangs skizzierten Diskurses um nachhaltige Entwicklung auffallend aktuell wirkt.

Seither hat sich das Verständnis von Transdisziplinarität gewandelt – vor allem auch im Zuge der Nachhaltigkeitsdebatte. Heute geht es nicht, wie noch bei Jantsch, um so etwas wie eine transdisziplinäre Methodologie. Transdisziplinarität wird vielmehr als Prinzip oder Modus der Organisation von Forschung an konkreten gesellschaftlichen Problemen gedacht. Dabei beginnt sich ein Modell durchzusetzen, das wir am ISOE vor einigen Jahren entwickelt haben und das seitdem in zahlreichen Forschungsprojekten praktisch erprobt und verfeinert wurde.



Das Modell geht von der nur scheinbar selbst-evidenten Grundannahme aus, dass die Bearbeitung von gesellschaftlichen Problemen – wie eben beispielsweise die Probleme im Kontext einer nachhaltigen Entwicklung – es erfordert, diese mit Lücken im wissenschaftlichen Wissen, also mit *originären* wissenschaftlichen Problemen zu verknüpfen. Mit dieser Annahme wird es aber möglich, Beiträge zum gesellschaftlichen *und* wissenschaftlichen Fortschritt als epistemisches Ziel einer *einzigsten* Forschungsdynamik zu betrachten. Sie erkennen schon, was in diesem Ansatz aufgehoben ist: die angesprochene Notwendigkeit mit der Spannung zwischen der wissenschaftlichen Suche nach Wahrheit und den gesellschaftlichen Forderungen nach anwendbarem Wissen umzugehen.

In der Kürze der Zeit kann ich auf unser Modell nicht im Detail eingehen. Lassen Sie mich aber kurz die wesentlichen Merkmale hervorheben, um deutlich zu machen, warum dieser Forschungsmodus sich für eine nachhaltige Wissenschaft anbietet.

Wir unterscheiden in diesem Modell drei Phasen eines *idealen* transdisziplinären Forschungsprozesses. In der ersten Phase verbinden wir gesellschaftliche und wissenschaftliche Probleme zu einem gemeinsamen Forschungsgegenstand. Wir nennen diesen Prozess „Problemtransformation“ – und er ist keineswegs trivial. Denn in der Regel wird es nicht möglich sein, ein gesellschaftliches Problem eins zu eins auf ein entsprechendes wissenschaftliches Problem abzubilden. Was stattdessen passiert, ist etwas anderes: Übertragen wir ein Problem von der Welt der Interessen, Bedürfnisse und Wertvorstellungen auf den Bereich wissenschaftlicher Genauigkeit und Objektivität wird es sich unweigerlich sowohl inhaltlich als auch strukturell verändern. Mit anderen Worten: Wir können nicht ohne weiteres erwarten, dass die Antworten, die wir auf die so identifizierten wissenschaftlichen Probleme geben, auch Antworten auf das ursprüngliche gesellschaftliche Problem sind. Was wir deshalb brauchen, ist ein reflexiver und oft auch ein iterativer Prozess, der gesellschaftliche Problemwahrnehmung und wissenschaftliche Problembeschreibung über den gesamten Verlauf des transdisziplinären Forschungsprozesses eng verknüpft. Genau das aber ist aus meiner Sicht eine Grundbedingung für nachhaltiges forschen.

In der zweiten Phase des transdisziplinären Forschungsprozesses geht es um die Erzeugung neuen Wissens. Hier findet zum einen statt, was allgemein unter dem Stichwort „Interdisziplinarität“ diskutiert und praktiziert wird. Worauf es in dieser Phase ankommt, ist die Wissensintegration. Wir alle wissen aus eigener Erfahrung, wie schwierig dies bereits ist, wenn es „nur“ um die Verknüpfung des

Wissens aus unterschiedlichen Disziplinen oder Fächern geht. Was hier jedoch erschwerend hinzukommt und hinzukommen muss, wenn es darum geht, Antworten auf ein *konkretes* Problem im Kontext nachhaltiger Entwicklung zu geben, ist die Einbindung des bereits genannten außer-wissenschaftlichen „Fallwissens“. Nachhaltig forschen bedeutet in dieser Phase, zu untersuchen, wie dieses Wissen erzeugt wurde, wie es jeweils bewertet und wie es von denen, die es einbringen, in der Begründung ihrer Anliegen verwendet wird. Auf diese Weise werden die Voraussetzungen geschaffen, um die Vielfalt des wissenschaftlichen *und* außer-wissenschaftlichen Wissens für die Entwicklung von anschlussfähigen Problemlösungen zu nutzen. Dies kann und wird in vielen Fällen die direkte Zusammenarbeit mit gesellschaftlichen Akteuren bedeuten.

In der dritten und letzten Phase des transdisziplinären Forschungsprozesses werden die integrierten Ergebnisse der zweiten Phase bewertet. Die Ausgangsfrage dieses Bewertungsprozesses ist dabei: Welchen Beitrag leisten die Ergebnisse zum gesellschaftlichen Fortschritt – das heißt wie valide und relevant sind sie für den Umgang mit dem ursprünglichen gesellschaftlichen Problem – *und* welchen Beitrag zum wissenschaftlichen Fortschritt – also welche neuen Erkenntnisse konnten innerhalb der Disziplinen und darüber hinaus gewonnen werden und wo sind neue Grenzen des Wissens sichtbar geworden? Nachhaltig forschen bedeutet hier, Bewertung als Prozess wechselseitiger Kritik zu organisieren – innerhalb der Wissenschaft sowie zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Wie wir alle immer wieder schmerzhaft erfahren, ist Kritik ihrem Wesen nach zunächst einmal desintegrierend. Statt den Forschungsprozess zu schwächen, kann Kritik hier jedoch etwas realisieren, was als der besondere *Mehrwert* einer transdisziplinären Nachhaltigkeitswissenschaft gesehen werden muss: Nachdem die Forschungsergebnisse einer Prüfung aus unterschiedlichen epistemischen Perspektiven unterzogen wurden, findet eine so genannte „Integration zweier Ordnung“ statt. In diesem Prozess können die Forschungsergebnisse derart optimiert werden, dass sie für die jeweiligen Adressaten in Politik, Wirtschaft oder Zivilgesellschaft anschlussfähig sind und der Wissenschaft selbst neue Forschungsimpulse geben.

Ich hoffe, dass ich Ihnen mit dieser knappen Charakterisierung von Transdisziplinarität nahe bringen konnte, warum dieser Forschungsmodus *einen* Weg in Richtung einer nachhaltigen Wissenschaft weist. Seine Stärke ist, dass er die Kernelemente des Nachhaltigkeitsgedankens in das Forschungshandeln aufnimmt: erhalten und erneuern. Indem er das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft klärt, kann er dazu beitragen, den Eigensinn der Wissenschaft als Kraft der Selbstaufklärung von Gesellschaft zu *erhalten*. Indem er sich gleichzeitig den konkreten gesellschaftlichen Problemen öffnet, kann er sich aber auch methodisch und konzeptionell an jedem Einzelfall *erneuern* – Transdisziplinarität ist in diesem Sinne ein evolutiver Forschungsmodus.

Lassen Sie mich zum Schluss auf die Frage der Qualität der Forschung zurückkommen. Aus meiner Sicht ist die Entwicklung von allgemein anerkannten Qualitätskriterien der Schlüssel, um eine transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung zu etablieren und zu einer entscheidenden Kraft bei der Bewältigung der Herausforderungen einer nachhaltigen Entwicklung zu machen. Am ISOE haben wir uns mit diesem Thema schon früh auseinandergesetzt. Aktuell führen wir im Auftrag des Bundesumweltministeriums und des Umweltbundesamt ein Projekt durch, das konkrete Vorschläge macht, wie die Qualität von Forschungsprozessen und Forschungsergebnissen in einer nachhaltigen Wissenschaft erhöht werden kann.¹

¹ „Wirkungsvolle Politikberatung durch Nachhaltigkeitsforschung“; Forschungspartner: ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung, Frankfurt am Main (Projektleitung); Institut für ökologische Wirtschaftsforschung (iÖW), Berlin; Forschungszentrum für Umweltpolitik der Freien Universität Berlin (FFU).

Qualität in der Nachhaltigkeitsforschung

- Allgemein anerkannte Qualitätskriterien: wesentlich, um das Potenzial der Nachhaltigkeitsforschung voll zu erschließen
- „Qualität“ in der internationalen Debatte um Sustainability Science ist bisher noch Randthema
- Herausforderung: Bewertung von wissenschaftlicher Exzellenz *und* gesellschaftlicher Relevanz der Forschung
- Ansatz: Entwicklung von qualitativen Anforderungen als Basis für zusätzliche Qualitätskriterien

Zunächst einmal haben wir festgestellt, dass Qualität in der internationalen Debatte um Sustainability Science bisher eher ein Randthema ist: Von den im ISI Web of Science gelisteten, fast 300 Artikeln, die sich seit dem Jahr 2000 prominent auf Sustainability Science beziehen, gehen nur sechs auf die Debatte um Qualität ein. Auch wenn diese Quelle den Diskurs um Nachhaltigkeitswissenschaft sicher nicht umfassend abbildet, wird doch klar, dass die Qualitätsdiskussion noch in den Kinderschuhen steckt. Überraschend ist das aber nicht. Denn wir haben es hier mit einer besonderen, neuen Bewertungsaufgabe zu tun: In transdisziplinärer Forschung muss sowohl die wissenschaftliche *Exzellenz* als auch die gesellschaftliche *Relevanz* der Forschung bewertet werden. Während wir für erstere die etablierten *quantitativen* Leistungsindikatoren wie die Impact-Faktoren haben, liegen entsprechende Qualitätskriterien für das, was gesellschaftliche Relevanz der Forschung auszeichnet, zumindest nicht auf der Hand. Der Grund dafür ist dagegen unmittelbar klar: Ob Forschungsergebnisse eine gesellschaftliche Wirkung entfalten hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, die in der Regel kaum vollständig erfasst und bei der Bewertung entsprechend berücksichtigt werden können. Zudem geht es oft um Zeitskalen, die es schwierig machen, festzustellen, ob und in welchem Maße beispielsweise eine soziale oder politische Innovation den Ergebnissen eines transdisziplinären Forschungsprojekts zugerechnet werden kann.

Vor diesem Hintergrund schien es uns angemessen, sich auf die Entwicklung *qualitativer Anforderungen* an eine Nachhaltigkeitswissenschaft als ersten Schritt in Richtung allgemein anerkannter Qualitätskriterien zu konzentrieren. Aus einer Sichtung der einschlägigen internationalen Literatur der letzten 12 Jahre haben wir neun allgemeine Anforderungsdimensionen abgeleitet, auf die sich eine nachhaltige Forschung *grundsätzlich* beziehen sollte und die als Basis für die Entwicklung von konkreten Anforderungen beziehungsweise Qualitätskriterien dienen können.

systemisch	skalenübergreifend	prospektiv
Verständnis sozial-ökologischer Systeme sowie von Feedback- und zeitlichen Verzögerungseffekten	Berücksichtigung unterschiedlicher räumlicher und sozialer Skalen und entsprechender Übergangseffekte	Berücksichtigung von alternativen Entwicklungspfaden, kritischen Schwellen und Überraschungen
kontextspezifisch	integrativ	methodenbasiert
Bezug zu konkreten Problemen und ihres jeweiligen Handlungs- und Verhaltenskontexts	Integration auf epistemischer, sozial-organisatorischer, kommunikativer und technischer Ebene	nachvollziehbare und transparente Erzeugung, Integration und Bewertung von Wissen
kritisch-reflexiv	normativ	Impact-orientiert
Unsicherheit, Nichtwissen, Erkenntnisgrenzen, Folgenabschätzung, Rollenverständnis	Erhalt der gesellschaftlichen Entwicklungsfähigkeit, Berücksichtigung von (zukünftigen) Gerechtigkeitsfragen	Anwendbarkeit und Umsetzbarkeit, Erhöhung der Handlungsfähigkeit, Sicherung des Wissens

Auf die Dimensionen kann ich an dieser Stelle nicht im Detail eingehen. Sie werden jedoch erkennen, dass sich darin viele der Aspekte wiederfinden, die ich in den vergangenen 20 Minuten angesprochen habe. So bilden die Dimensionen „systemisch“, „skalenübergreifend“ und „prospektiv“ vor allem die spezifische Problemstruktur ab, mit der Nachhaltigkeitswissenschaft konfrontiert ist. Die Dimensionen „kontext-spezifisch“, „integrativ“ und „methodenbasiert“ fokussieren dagegen auf die Qualität des Forschungsprozesses und auf die Frage, wie darin der Bezug zu konkreten Nachhaltigkeitsproblemen jeweils hergestellt und wie neues Wissen für den Umgang mit diesen Problemen erzeugt, verknüpft und bewertet wird. Die Dimensionen „kritisch-reflexiv“, „normativ“ und „Impactorientiert“ adressieren schließlich den Aspekt der Qualität von Forschungsergebnissen, indem sie zum Beispiel die Fragen aufwerfen, wo die Grenzen des erzeugten Wissens liegen, in welchem Maße sich die Ergebnisse auf die wertbezogenen Aspekte nachhaltiger Entwicklung beziehen und wie versucht wird, ihre Anwendbarkeit und Umsetzbarkeit zu erhöhen.

In unserem aktuellen Projekt war es das Ziel, spezifische Anforderungen für eine Forschung zu entwickeln, die darauf zielt, politische Akteure in Fragen nachhaltiger Entwicklung zu beraten. Für diesen Typ einer, wie wir es nennen, „politikrelevanten Nachhaltigkeitsforschung“ haben wir ein detailliertes Anforderungsprofil entwickelt, indem wir die neun allgemeinen Anforderungsdimensionen in konkrete Anforderungen für Forschungsförderer, Forschende und politische Akteure, die sich direkt an Forschungsprozessen beteiligen, übersetzt haben. Die praktische Funktionen dieser „Anforderungskataloge“ ist es, den drei genannten Akteursgruppen eine Orientierung (kein Korsett) und eine gemeinsame Kommunikationsgrundlage zu geben, wie sie dazu beitragen können, die Qualität von Forschungsprozessen und Forschungsergebnissen zu erhöhen und zu sichern. Die übergeordnete Funktion des vorgeschlagenen Anforderungsprofils ist es jedoch, mit einem fundierten und konkreten Vorschlag einen wirksamen Impuls in die so entscheidende Debatte um Qualitätskriterien für eine Nachhaltigkeitswissenschaft zu geben.

Wie das Anforderungsprofil im Einzelnen aussieht, muss ich Ihnen heute aus Zeitgründen vorenthalten. Wir werden die Ergebnisse unseres Projekts jedoch in Kürze öffentlich präsentieren.²

Abschließen möchte ich mit drei Fragen:

- Wie können wir das große Potenzial der Nachhaltigkeitsforschung, das in den unterschiedlichen Sektoren des deutschen Wissenschaftssystems in den letzten Jahren bereits aufgebaut wurde, noch besser erschließen?
- Wie können wir gerade junge, herausragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler für die transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung begeistern, vor allem aber wie können wir sie darin unterstützen?
- Und schließlich: Welches sind heute und vor allem in Zukunft die Orte, an denen eine solche Forschung stattfinden kann und stattfinden sollte? Mit dem Memorandum der Sozial-ökologischen Forschung und dem Positionspapier der Helmholtz-Gemeinschaft liegen dazu bereits interessante und sicher auch kontroverse Vorschläge auf dem Tisch. Hier gilt es, über das Wissenschaftsjahr hinaus weiterzudenken und zu weiter zu diskutieren.

² „Schafft Wissenschaft die große Transformation? Das Wissenschaftsjahr Zukunftsprojekt Erde/Nachhaltigkeit – ein Fazit“. Bilanz der Veranstaltungsreihe „Transformatives Wissen schaffen“ am 10. Dezember 2012